

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 256.

Freitag, den 1. November 1907.

22. Jahrgang.



Aus der Umgegend.

Großer Gesang-Wettstreit in Bierstadt 1908.

o. Bierstadt, 30. Oktober.

Der in Sängerkreisen bestens bekannte Bierstadter Männergesangsverein veranstaltet zur Feier seines 25-jährigen Bestehens vom 20. — 22. Juni 1908 einen großen nationalen Gesangswettstreit. Der Verein, welcher speziell auf dem Gebiete des Gesangswettstreitwesens reiche Erfahrungen gesammelt hat, hat seine Mühe und Kosten geschenkt, um einen allen Teilen wirklich zufriedenstellenden Wettstreit zustande zu bringen. Dank dem regen Interesse, welches die Einwohnerschaft Bierstadts dem Wettstreit zuwendet, kann der Verein den wettstreitenden Vereinen neben wertvollen Kunstgegenständen namhafte Geldbeträge als Preise aussetzen. Die Vereine werden in drei Abteilungen geteilt, und zwar: Abteilung A: Kunstgesang. Klasse 1: Vereine mit über 50 Sängern. 1. Preis: 300 M. und Kunstgegenstand, 2. Preis 150 M. und Kunstgegenstand etc. Klasse 2: Vereine von 30—49 Sängern. 1. Preis 200 M. und Kunstgegenstand, 2. Preis 100 M. und Kunstgegenstand etc. Klasse 3: Vereine von 17—29 Sängern. 1. Preis: 100 M. und Kunstgegenstand, 2. Preis: 50 M. und Kunstgegenstand. Abteilung B: Volks- und Volksliedgesang. Klasse 1: Vereine mit über 45 Sängern. 1. Preis: 200 M. und Kunstgegenstand, 2. Preis 100 M. und Kunstgegenstand etc. Klasse 2: Vereine von 30—44 Sängern. 1. Preis: 100 M. und Kunstgegenstand, 2. Preis: 50 M. und Kunstgegenstand etc. Klasse 3: Vereine bis 29 Sängern. 1. Preis: 50 M. und Kunstgegenstand, 2. Preis: 25 M. und Kunstgegenstand. Abteilung C: Quartettgesang. Quartette von 4—16 Sängern. Preis: Kunstgegenstände.

Im Ehrenringen fällt in jede Klasse ein Ehrenpreis; bei eventl. großer Beteiligung zwei Ehrenpreise. Jeder Verein erhält außer seinem Preis ein künstlerisch ausgestattetes Ehrendi

9





Nr. 256.

Freitag, den 1. November 1907.

22. Jahrgang.

Aus allen Straßen.

Roman aus dem Nachtleben einer kleinen Stadt von Heinrich Bandlow.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann eilte die Frau in ihr Haus und schloß ihren Knaben in ihre Arme. Sie begann zu weinen, und der Sohn bat sie, nicht traurig zu sein. Er setzte sich auf ihren Schoß, lehnte seinen Kopf an ihre Brust und küßte ihr Mund und Wangen.

„Wenn ich erst groß bin, Mudding, dann sollst Du einmal sehen, wie gut Du es haben sollst!“ sagte er. „Ich kaufe Dir Pferd und Wagen und eine seidene Schürze! Vater grämt sich noch im Himmel, wenn er sieht, wie Du weinst!“

Seine zärtlichen, liebevollen Worte stachen ihr ins Herz, und doch drückte sie ihren Sohn an ihr Herz und bat ihn, weiter zu plaudern. Sie ermahnte ihn, stets in allen seinen Gedanken und Taten den lieben Gott vor Augen zu haben und ihn zu bitten, daß er ihn behüte und einen guten Menschen werden lasse.

„Ich bete jeden Abend: Ich bin klein, mein Herz ist rein! Gibst es auch unreine Herzen, Mudding?“

„Ja, die gibt es! Solche, die nicht fleißig beten, bekommen ein unreines Herz und gehen schlechte Wege!“

„Sie stehlen, nicht?“

„Ja, auch!“

„Und töten andere Menschen!“

„Ja, das tun sie!“

„Und lügen!“

„Ja, leider!“ Nun gehst Du zu Bett, mein Herz, und bitte den lieben Gott, daß er uns unser Unrecht vergeben möge! Das hört er gern von Kindern, und er tut es!“

Der Knabe verabschiedete sich von ihr, und auch sie suchte bald die Ruhe auf. In ihrem Schlafzimmer setzte sie sich, halb entkleidet, auf den Rand ihres Bettes und spielte mit einigen Goldstücken, dem Fundament des amüsanten Gebäudes. Dann verschloß sie das Geld und legte sich nieder.

Der Baumeister, von dem sie eben zu ihrem Sohne gesprochen hatte, der die menschlichen Pläne nachprüft, fand das neue Gebäude zu leicht und gebrechlich, zu häßlich und fehlerhaft! er verwarf den Plan und verwischte ihn mit zorniger Hand.

Frau Oldenstader suchte in den Nachmittagsstunden des nächsten Tages den Doktor Bischoff auf und bat ihn, ihren Sohn in Behandlung zu nehmen, der schwer krank sei.

Was ihm denn fehle?

Er habe Erbrechen gehabt, Klage über Kopfschmerz und habe gar keinen Appetit.

Der Arzt folgte bald der Frau und fand den Knaben gebettet im Bette seines Vaters; die Mutter hatte ihn zu sich nach unten genommen.

Sie küsterte dem Doktor zu, daß er wieder eingeschlummert sei, sich aber im Bett umherwerfe und häufig wie erschreckt aufschreie.

Der Arzt trat zu ihm heran, horchte auf die langen, schnarrenden Atemzüge und sah in das tief geröthete Gesicht. Er weckte ihn auf, und der Knabe rief mit krankem Mißmuth:

„Was soll das! Ich will schlafen! Geh weg, Mudding!“

„Wo tut's denn weh, mein Junge?“ fragte der Arzt mit liebevoller Stimme.

„Es brennt hier so!“ antwortete er weinerlich und griff mit beiden Händchen nach dem Hals.

Der Doktor entledigte sich nun seines Mantels, da das Kind schwer krank erschien und er jedenfalls länger mit ihm zu tun hatte.

Die Lippen waren trocken und dunkelrot, und als der Doktor mit leisem Fühlen am geschwellenen Unterliefier strich, weinte der Knabe vor Schmerz.

Er öffnete widerwillig den Mund, und als der Arzt in dem verdickten, glänzenden Schlund die schmutzig grauen Flecken auf den Mandeln sich abheben sah und hinter ihnen an der Wand des Schlundes zerstreut breite graue Streifen, als er mit dem Finger auf die Zunge drückte, und genauer sehen zu können, da schlug der Knabe die Zähne zusammen und verwundete den Arzt mit einem kleinen Biß in den Finger.

Der Doktor wusch sich die Hände am Waschtisch, ging zurück in die Wohnstube, wohin ihm die Mutter folgte, die besorgt in das ernste Antlitz des Arztes schaute.

„Ist es gefährlich?“ fragte sie ängstlich.

Der Arzt zuckte die Schultern und antwortete:

„Man kann nicht wissen, wie sich die Krankheit entwickelt! Es ist Diphtherie!“

Die Mutter schrak zusammen — das Wort hat in den Ohren der Eltern einen entsetzlichen Klang.

Er sah, wie sie bleich wurde, und sagte tröstend:

„Die Krankheit hat nicht unbedingt schlimmen Ausgang; es gibt jetzt ja ein gutes Mittel dagegen! Ich werde in die Apotheke gehen und komme bald zurück!“

Auf dem Wege kehrte der Arzt bei seinem Kollegen Prospill ein und erzählte ihm, daß er heute zum ersten Male einen Fall vom schwerer Diphtherie habe und jetzt im Begriff stehe, das Heilserum anzuwenden.

Den alten Doktor interessierte der Fall aufs lebhafteste, da er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich des neuen Mittels zu bedienen, und fragte ihn, wo er den Einstich vornehmen wolle.

„Am Oberschenkel!“ erwiderte Bischoff, und sie sprachen noch weiter über den Fall.

Dann ging er nach seinem Hause, suchte unter seinen Instrumenten die Pravasprihe hervor, steckte Watte und Jodoform zu sich und holte aus der Apotheke das Serum. Darauf kehrte er in das Haus der Wittve zurück und nahm die Einspritzung vor.

„Nun wollen wir das Beste hoffen!“ sagte er beim Abschied zu der Frau.

In der That änderte sich das Befinden des Knaben etwas zum Bessern; er forderte etwas zu essen, er setzte sich aufrecht und plauderte mit der Mutter.

Als aber der Arzt am nächsten Tage wiederkam und das Kind untersuchte, fand er in seinem Schlund eine Vermehrung der grauen Massen auf den Mandeln, der Knabe warf biden, flebrigen, grauweißen Schleim in Hustenstößen aus, und ein

widerlicher Geruch entströmte seinem Halse. Er war wieder matt und schlaftrübe und hielt den Kopf unwillkürlich nach hinten gebogen, um die Atmung zu erleichtern, die mit offenem Munde vor sich ging.

„Ich kenne seine Stimme gar nicht wieder, wenn er spricht,“ sagte die Mutter bekümmert. „Und sein Atmen hört sich schrecklich an. Hören Sie dies Rasseln? Er will auch nichts zu sich nehmen, nicht einmal ein wenig Milch will er annehmen, und er trinkt sie sonst so gern!“

Doktor Bischoff nahm eine zweite Einspritzung vor und gab eine größere Dosis Serum unter die Haut. Er versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, und ließ es nicht an tröstlichem Zuspruch fehlen.

Darauf ging er nach Hause, kehrte bei Frau Schetter, die in der Küche war, ein und sagte ihr, er habe Kopfschmerzen, und sie möge niemand zu ihm lassen. Er habe wenig zu Mittag gegessen, und sie möchte nach einer Stunde ihm ein weichgelochtes Ei bringen.

Frau Schetter war sofort bereit und setzte in mütterlicher Geschäftigkeit Wasser auf Feuer. Sie erzählte ihrem Mann, daß der Doktor sich nicht gut befinde, und daß er sich ein Ei zum Abendbrot bestellt habe.

„Ein Ei!“ fuhr sie entrüstet fort. „Und das sagt ein Arzt, der doch wissen muß, daß ein Mensch sich bei Kräften erhalten muß. Ich bringe ihm natürlich drei!“

Der Uhrmacher hielt ihr statt einer Antwort die gespreizten Finger seiner rechten Hand vors Gesicht.

„Gut!“ sagte sie. „Meinetwegen fünf, Du sollst Deinen Willen haben; es berechnet sich auch besser. Fünf sind ein Viertel Stiege, Stiege eins zwanzig, ein Viertel dreißig!“

„Einige Butterbrote mit etwas Schinken —“ warf ihr Mann ein und fügte nach einigem Nachsinnen entsetzungsfull hinzu: „Mageren natürlich, wie Ihr es eßt — ich krieger wieder das Fett. Na, man gewöhnt sich auch daran!“

Er brückte den Kopf zwischen die Schultern und schlug mit dem Schraubenzieher einem Kameraden in die Zähne.

23. Kapitel.

Als Frau Schetter schon nach einer halben Stunde (in einer Stunde konnte der Doktor ja längst verhungert sein) mit einem großen Präsentierbrett erschien, beladen mit Lebensmitteln, die eine nicht allzu starke Tagelöhnerfamilie satt gemacht hätten, falls sie am Abend vorher noch etwas gespeist hätte, fand sie den Arzt im Bett vor, und er sagte zu ihr, sie möge alles wieder forttragen und jemand zu Doktor Prospill schicken, daß er kommen solle.

Die Frau bewegte sich wieder ins Tal zu den Thüren und rief Lieschen zu, daß sie zu Prospill gehen solle. Ihr Mann witterte dabei die Gelehrten zusammen und verschonte keine Fakultät. „Die Aerzte können sich selbst nicht helfen und verordnen anderen Leuten so viel Medizin, daß es mich nicht wundern soll, wenn nächstens der Apotheker mit verschluckt wird; die Geistlichen sollten anstatt sich zu zanken, eine für die ganze Welt passende Religion in Betrieb setzen; Geseze braucht ein freies, intelligentes Volk überhaupt nicht, man hat ja heute keine weitere Freiheit, als das Maul zu halten —“

„Sehr richtig, Mann, und wenn Du es jetzt tätest und dafür lieber einmal mit Herrn Henf reden wolltest —“

„Was soll ich mit dem reden?“

„Nun, wo er eigentlich hinaus will! Er muß sich doch endlich erklären!“

„Was hat er zu erklären?“

„Daß Du ein sehr einfältiger Mann bist!“

Schetter fuhr zusammen, grunzte etwas, daß die Regierung selbst an allem Schuld sei, und er sich weiter nicht wundern werde, wenn durch Einführung der neuen Fünfsigpfennigstücke Deutschland in eine innere Krisis gestürzt werde, und schalt dann Lieschen, daß sie nicht längst gelaufen sei. Ob sie es denn durchaus wünsche, daß der Doktor inzwischen elend umkomme. Lieschen beilegte sich denn auch mit ihrem Anpuß, und in kurzer Zeit klopfte sie bei Prospill an die Tür.

„Nun, Fräulein Schetter, Sie haben gewiß etwas von Doktor Bischoff zu bestellen! Soll ich zum Abendbrot zu ihm kommen?“ fragte Prospill mit der heiteren Miene, die das Alter und die Welkerfahung verleiht.

„Kommen möchten Sie schon,“ sagte Lieschen, „aber Abendbrot wird er Ihnen nicht vorsetzen! Er rührt selbst nicht ein bißchen an!“ Er ist krank!“

„Mann!“ sagte Prospill und stand auf. „Wissen Sie, was ihm fehlt?“

„Ich weiß es nicht; er klagt über Kopfschmerzen!“

In diesem Augenblick trat auch Gertrud Prospill ein und nötigte Lieschen, noch länger zu bleiben und ihr von ihrem künftigen Mann zu erzählen, was sie wisse. Das tat das Mädchen denn auch, und während Prospill bei seinem Schwiegerjohn

war, plauderten die jungen Mädchen von allen möglichen Dingen, und Lieschen wurde hübsch ausgefragt, ob der Doktor auch solid sei, abends um zehn Uhr zu Bett gehe, wieviel Bier er täglich zu Hause trinke, und was dergleichen innere Angelegenheiten mehr sind. Sie schwatzen so lange, bis der alte Prospill wiederkam — und das hatte kaum eine halbe Stunde gedauert — und sich an seinen Tisch setzte und schrieb, ohne auf die Fragen seiner Tochter Antwort zu geben.

„Soll ich etwas aus der Apotheke holen?“ fragte seine Tochter.

Lieschen stand auf, um sich zu entfernen.

„Nein,“ erwiderte der Vater, „aber Du kannst auf die Post gehen und dies Telegramm besorgen.“

Gertrud las die Worte:

„Professor Hofnagel, Greifswald. Schwere Diphtherie bei einem Erwachsenen. Komm sofort mit Serum und allen Instrumenten zur Operation. Dein Prospill.“

„Nun weißt Du alles,“ sagte der Vater ernst, „halte Dich nicht auf!“

Gertrud nahm sich nicht die Zeit, in Ohnmacht zu fallen, sie lief wie ein geheitzes Wild fort, und Lieschen folgte ihr. Auch sie erfuhr von dem Stand der Dinge in ihrem Hause und rief, als sie ankam, einen Aufruhr hervor.

Nach längeren Verhandlungen, was nun im Hause zu tun sei, traf man die Verabredung, daß man ein Gorch- und Spionierstern einrichten wolle insofern, als Mann und Frau abwechselnd bis zur Ankunft des Professors — die erst am nächsten Tage erfolgen konnte — eine oder zwei Stunden im Vordr Zimmer sitzen und den Verlauf der Krankheit beobachten, des Kranken Wünsche erfüllen und Lieschen wegen der Ansteckungsgefahr von sich fernhalten wollten, soweit dies möglich sei.

Die Frau nahm sich Strickzeug mit, meldete sich beim Kranken dadurch, daß sie in seine Stube ging und ihm mitteilte, daß er nur zu rufen brauche; es sei jederzeit jemand in seiner Nähe.

Der Arzt warf ihr einen gerührten Blick zu und sagte, sie möchte gehen und ihn schlafen lassen.

Sie erwiderte: „Es ist alles gut! Verlieren Sie nur nicht die Hoffnung! Tut's hier weh?“

Sie zeigte nach ihrem Halse. Der Kranke antwortete nicht.

„Nur ein leichter Zufall,“ fuhr sie fort. „Das Schlucken fällt Ihnen wohl schwer, aber es geht bald wieder vorüber!“

Dann setzte sie sich im Vorgimmer nieder.

Ihr Mann bekam inzwischen auch Besuch. Der ehrliche Rüster kam zu ihm und sagte:

„Guten Abend!“

„Guten Abend, Henf!“ erwiderte Schetter mit geheimem Ingrimm.

„Unser Feind steht wieder draußen und hat sich nach neuester Mode aufgeputzt mit nem schwarzen Hut und langem Kragen!“ sagte Henf.

„Welcher Feind?“ fragte Schetter.

„Der Mond!“ sagte Henf. „Werd' meiner Frau später auch Vorträge über den Mond halten, wenn sie nicht schlafen kann! Sie sagten zuletzt, daß der Mond bei uns die tonangebende Persönlichkeit ist und das Wetter macht, oder haben Sie mit Ihrer Ansicht wieder umgestellt?“

„Nein,“ erwiderte Schetter, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und strich unentschlossen den Schnurrbart. „Es kann sich nicht jeder ein klares Bild davon machen, wie Sonne und Mond um die Erde kreisen, wenn er nicht sich in die Sache vertieft hat.“

„Das ist ganz meine Ansicht von der Sache! Aber sagen Sie erst, wo ist Ihre liebe Frau?“

„Die wacht oben beim Doktor!“

„Daß's schon gehört, daß er krank ist! Und Lieschen?“

„Ist draußen. Sie wird bald kommen. Da Sie doch etwas von den Vorgängen am Himmel wissen zu wollen scheinen, so denken Sie sich einmal, Sonne und Mond wären zwei Damen. Jede davon trägt ein gewaltiges Schleppkleid, mit welchem sie täglich einmal in rasendem Tempo einen Kreislauf um die Erde machen. Ihre Laufbahn ist die Gegend vom Äquator. Ihr Schleppkleid hat in der Mitte von oben bis unten einen großen Schliß, ist also geteilt. Die rechte Schleppe des Kleides reicht bis zum Nordpol, die linke bis zum Südpol. Wenn sie nun in ihrem Gewaltmarsch um die Erde laufen, so verdrängt ihre große Schleppe die Luft und so weiter. Die warme Luft am Äquator regt sich darüber nicht auf, sondern geht einfach von vorn nach hinten durch den Schliß des Kleides. Haben Sie verstanden?“

(Fortsetzung folgt.)



Ein Waldfreiben in Feindesland.

Kriegs-Erinnerung. Von Fred Vincent.

(Nachdruck verboten.)

Es war gerade keine angenehme Zeit für uns gewesen, die wir unmittelbar nach der Schlacht von Sedan noch auf den leichenbedeckten Feldern des Maastales zu verleben gezwungen waren, denn unser Korps, das XI., war dem I. bayerischen unter dem Befehl des Generals von der Tann zur Aufräumung des Schlachtfeldes vereinigt worden. Wir hatten daher noch ungefähr eine Woche lang tagtäglich starke Kommandos sowohl nach der Zitadelle, wie nach der Stadt Sedan und nach anderen Teilen des Schlachtfeldes zu entsenden, nachdem bereits die ganze übrige dritte und die Maas-Armee den Vormarsch nach Paris angetreten hatte. Ich will Sie nicht weiter mit einer detaillierten Schilderung unserer Tätigkeit während dieser Zeit hinhalten, denn das Herausfischen von geschwollenen, halbverwesten Pferdeklatschern aus dem Fluß — mehrere Hundert solcher scheußlichen „Flußpferde“ waren nämlich an der gesprengten Brücke unterhalb Brigne-sur-Meuse in der Maas angetrieben und verpesteten Wasser und Luft weithin — und andere derartigen appetitlichen Beschäftigungen gehören keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Soldatenlebens im Kriege. Leider litt auch der Gesundheitszustand unserer Leute unter den mißlichen Verhältnissen und so waren wir denn herzlich froh, als auch uns endlich — als den letzten des XI. Korps — die Erlösungstunde schlug und wir am 11. September unseren engen Quartieren Brigne-au-Bois sowie den unheimlichen Leichenfeldern um Sedan den Rücken kehren durften.

Auch von unseren Märschen durch die fruchtbare Kampagne, über Reims nach der französischen Hauptstadt — vor welcher wir erst am 22. September in Boisson St. Eger (vor dem Fort Charenton) so ziemlich als die Letzten, nachdem die Bernierung längst vollendet war, eintrafen — ist nicht viel zu erwähnen. Es waren einfach Reisemärsche wenn auch teilweise recht stark mit nächtlicher Aufstellung einer Dornhecke; aber das wäre auch das Einzige gewesen, was uns an den Kriegszustand erinnert hätte — war doch die ganze Armee vor uns und befanden wir uns also in der letzten Staffel — wenn nicht gerade dieser Umstand sich manchmal recht unliebsam hinsichtlich der Verpflegung bemerkbar gemacht hätte. Später kam noch die Nachricht vom Austausch von Franktireurbanden hinzu, an deren Existenz wir, je näher wir Paris kamen, um so weniger Zweifel zu hegen, als die mit uns in gleicher Höhe marschierenden Husaren wiederholt Zusammenstöße mit dieser perfiden Gesellschaft hatten, was auch uns zu größerer Vorsicht mahnte.

So war der 20. September herangekommen, ein wundervoller Herbsttag, an welchem es die Sonne nur zu gut mit uns meinte, denn sie brannte fast ebenso heiß und sengend auf uns herab, wie in jenen unvergeßlichen Tagen zu Ende Juli, als wir durch die weinföhlliche Rheinpfalz der französischen Grenze und Weißenburg zu marschierten. Wenige Wochen erst lagen da zwischen uns und doch schienen uns schon Jahre seitdem vergangen, so viel Ereignisvolles hatte sich in diese kurze Zeitspanne zusammengedrängt, so ganz anders war die Welt inzwischen geworden, oder erschien doch wenigstens unseren damals noch so jungen Augen so total verändert. Mit solchen tiefsinnigen Betrachtungen vertrieben wir jungen Offiziere uns die Zeit auf dem großen Rendez-vous, das an diesem Vormittag länger als gewöhnlich ausgedehnt wurde, als der stellvertretende Regimentskommandeur, unser ältester Major, — das Regiment bestand damals nur aus acht Kompagnien, da vier von Sedan aus zum Gefangenentransport abkommandiert waren — an uns herantrat und uns die Mitteilung machte, daß am gestrigen Tage die Bernierung von Paris vollendet und alle französischen Truppen in die Stadt hineingeworfen worden seien. In längstens drei Tagen würden auch wir zu der Bernierungsarmee stoßen und in einem so großen Truppenverband werde es jedens-

falls noch schlechter um die Verpflegung bestellt sein, als schon jetzt, wo wir zwar noch nicht gerade Mangel litten, trotzdem aber deutlich spüren konnten, daß bedeutende Truppenmassen vor uns desselben Weges gezogen. Außerdem sei ihm gemeldet worden, daß alle Dörfschaften in der Nähe von Paris von den Bewohnern verlassen seien, die sich unter Mitnahme aller Vorräte und aller leicht transportierbaren Gegenstände in die Hauptstadt geflüchtet hätten. Er halte es daher für durchaus notwendig, wenn wir uns bei Zeiten vorsehen, und mit möglichst großen Vorräten in unsere Stellungen im Belagerungsring eindrücken könnten.

Was nun weiter kommen würde, war mir klar; ein Requisitions-Kommando für meine Wenigkeit, war ich doch meiner Kenntnis der französischen Sprache wegen schon wiederholt mit solchen Geschäften betraut worden. Und ich hatte mich nicht geirrt, es dauerte gar nicht lange, da hatte ich meinen Auftrag weg: mit meinem Zug und vier Wagen (je einem pro Halbbataillon), welchen jedesmal die Wagenmannschaften, d. h. der Furierunteroffizier und vier Furiere, beigegeben waren, sollte ich auf einer der Karte nach zirka 15 Kilometer abseits vom Wege hinter einem größeren Wald gelegenen Ferme requirieren und abends auf einem anderen Wege wieder beim Regiment eintreffen, welches in Bequeres selbst oder wenigstens in der Nachbarschaft Quartiere beziehen würde. Mein Hauptaugenmerk sollte ich auf lebendes Vieh richten und hiervon so viel wie möglich aufzugreifen versuchen. Die letzte Ermahnung meines Kommandeurs lautete: „Seien Sie vorsichtig, Herr Leutnant, denn es ist keineswegs unmöglich, daß in dem Walde oder auf der Ferme Franktireurs stecken.“

Das war nun allerdings recht wahrscheinlich, denn wir waren ganz auf der rechten Flanke der Armee, und wenn nicht gerade zufällig von der noch weiter nördlich ausbiegenden Maas-Armee Truppenteile nach der wie eine Nase rechts abseits von uns mitten im Walde gelegenen Ferme gelangt sein sollten, so war kaum anzunehmen, daß sich überhaupt schon deutsche Soldaten dahin verirrt hätten. Einen besseren Schlafswinkel konnten also die französischen Freischärler gar nicht finden, und wenn es wirklich in der Gegend welche gab, so war mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß sie ihr Hauptquartier in dem einsamen Gehöft aufgeschlagen hätten. Da das letztere indes von ziemlich bedeutenden Feldebreiten umgeben war, so fürchtete ich mich am wenigstens davor, den Feind dort zu finden; viel unangenehmer konnte die Sache werden, wenn er uns mit größerer Uebermacht auf dem Marsch durch den Wald angriff, denn Waldgefechte sind jedenfalls die ungemüthlichsten, die es gibt, das hatten wir zur Genüge am Morgen der Schlacht von Wörth im Niederwald bei Spadbach erfahren. Der Befehl aber war nun einmal gegeben, und ich hatte mich bereits vollständig mit dem Gedanken an einen heftigen Zusammenstoß mit dem Gefinde vertraut gemacht, als ich mit meinem schnell formierten Kommando kurze Zeit darauf rechtsab von unserer Route unter den üblichen Sicherheitsmaßregeln dem Wald zumarschierte.

Es war nicht weit bis hinüber in die Dämonie und daher auch wohl kaum anzunehmen, daß wir schon hier einem Feind begegnen würden. Trotzdem hielt ich unterwegs mehrere Male meinen kleinen Berber an — ich hatte mich für solche Kommandos mit einem Deutepferd beritten gemacht — und spähte mit meinem guten Feldstecher sorgfältig den ganzen Waldbrand ab, natürlich vergeblich. Doch halt! War das nicht eine menschliche Gestalt gewesen, die sich tief gebückt zwischen das dicke Buschwerk drückte? Ich hätte es nicht mit Bestimmtheit anzugeben vermocht, denn es war nur ein kurzer Augenblick gewesen, daß sich dort drüben die Zweige bewegt und ich etwas zu erblicken geglaubt hätte, das eine entfernte Ähnlichkeit mit der blauen Bluse eines französischen Bauern zu haben schien.

Das war ein beschwerlicher Weg, auf welchem wir jetzt so geräuschlos wie möglich in die französische Forst eindrangen. Nur die Wagen klapperten und quiekten in dem losen, feinen Sand, in welchem die Räder der leeren Fuhrwerke so tief einsanken, daß wir nur langsam von der Stelle kamen, und es nicht nötig hatten, Rücksicht auf die als Seitendeckung rechts und links neben dem Wege durch das Unterholz unter mittelhohem Bestand sich durcharbeitenden Leute zu nehmen, da diese

fast ebenso rasch vorzubringen vermochten, als wir auf der offenen Straße, die hügelab, hügelab immer tiefer in den sich noch kaum herbstlich färbenden Wald hinein-
führte. Und dabei stieg die Sonne immer höher am wolkenlosen Himmel und sandte bald ihre Strahlen gerade in unseren Waldweg hinein, so daß ich meine Leute, in Reihen gesetzt, an beiden Rändern marschieren ließ, wo sie wenigstens einigermassen Schatten fanden. Kein Lüftchen regte sich, die Sonne stach erbarmungslos auf die armen Pferde, die sich mühsam durch den mahelnden Sand schlepten und nach den sie peinigenden Fliegen schlugen, welche sie massenhaft umschwärzten. Auch die Mannschaften fingen an, Zeichen von Ermattung zu geben und wurden langsamer und gleichgültiger, denn wie ausgestorben lag der Wald, kein Laut war zu hören, kein lebendes Wesen zu erblicken, woher also sollte eine Gefahr kommen? Aber gerade diese Totenstille bedrückte mich, sie erschien mir von schlimmer Vorbedeutung und ließ mich immer wieder an den gemessenen Befehl des Kommandeurs denken: „So rasch wie möglich vorwärts drängen!“

Drei Stunden mochten so vergangen sein, ohne daß ich auch nur ein einziges Mal einen Halt machen lassen, und eigentlich hätten wir das die Ferne umgebende offene Feld schon erreicht haben müssen, da wurde die Straße allmählich fester und die Wagen setzten sich eben in schnellere Bewegung, um dem etwas weit vorgekommenen Vortrupp wieder aufzurücken, als dieser plötzlich an einer Wegbiegung anhielt, die Leute rasch hinter Bäumen Deckung suchten und nur ihr Führer, Vize-Feldwebel Scheibler, allein mitten auf der Straße stehen blieb. Natürlich auch meinerseits: „Kolonne halt!“ und im nächsten Augenblick parierte ich meinen wundervoll ausgreifenden Berber neben Scheibler, der — im Zivilverhältnis Forstbeamter und mir von früher aus unserer gemeinschaftlichen Heimat von mancher Jagd her gut bekannt — sich seiner bewiesenen Umsicht, Kaltblütigkeit und Zuverlässigkeit wegen des allgemeinen Vertrauens bei Vorgesetzten wie Untergebenen erfreute.

„Der Wald ist zu Ende, Herr Leutnant!“ mit dieser Meldung empfing er mich. „Dort drüben wird's hell, all Licht und wir müssen gleich draußen sein auf den Aedern. Vorher aber war's wohl gut, wenn Sie die ganze Gesellschaft hier unter die Eichen hineinfahren ließen. Sie ist dann von der Straße weg und im

Schatten, wo sie einen Augenblick ausschauen kann, bis wir uns die Geschichte da vorn genauer ansehen haben und wissen, wie wir drangehen sollen.“

Er hatte recht und ich gab daher sofort das Zeichen zum Vorrücken der Kolonne, die sich wenige Minuten später unter Deckung von ein paar Patrouillen zwischen den Eichbäumen gelagert hatte, während der Vize-Feldwebel und ich den schmalen Waldstreifen durchquerten, der uns noch von einer weiten Feldblöße trennte, in deren Mitte sich auf einer Terraintelle die weitläufigen Gebäude des einsamen Gehöftes erhoben. Während ich mit meinem Feldstecher das offene Gebäude vor mir sorgfältig abspähte, ohne — mit Ausnahme eines über den Dächern der Ferne kreisenden Fluges Tauben — irgend ein lebendes Wesen entdecken zu können, meinte Scheibler, der gleichfalls aufmerksam zwischen den Zweigen des Unterholzes hindurchschaute:

„Das ist ja eine geradezu verheerete Gegend, Herr Leutnant. Ein bis zwei Duzend Manöver-Schneppen, das scheint der ganze Viehstand dort drüben zu sein. Wenn das alles ist, was wir zu requirieren finden, dann wird's mit unserem Auftrag windig genug aussehen. Und der verpönte, totgeborene Wald hier! Ich habe den ganzen Weg hierher genau abgesehen und was glauben Sie, was ich gefunden habe? Nichts! Absolut nichts! Kein frisches Wägenleis, kein frischer Abdruck eines Schuhs oder Sabots, nicht einmal eine Wildfährte! Nur ein paar Stück Rindvieh sind vor drei bis vier Tagen hier im Holz herumgewechselt — wahrscheinlich ist irgendwo in der Nähe eine Hute — im Dornröschental hat's nicht über sein können.“

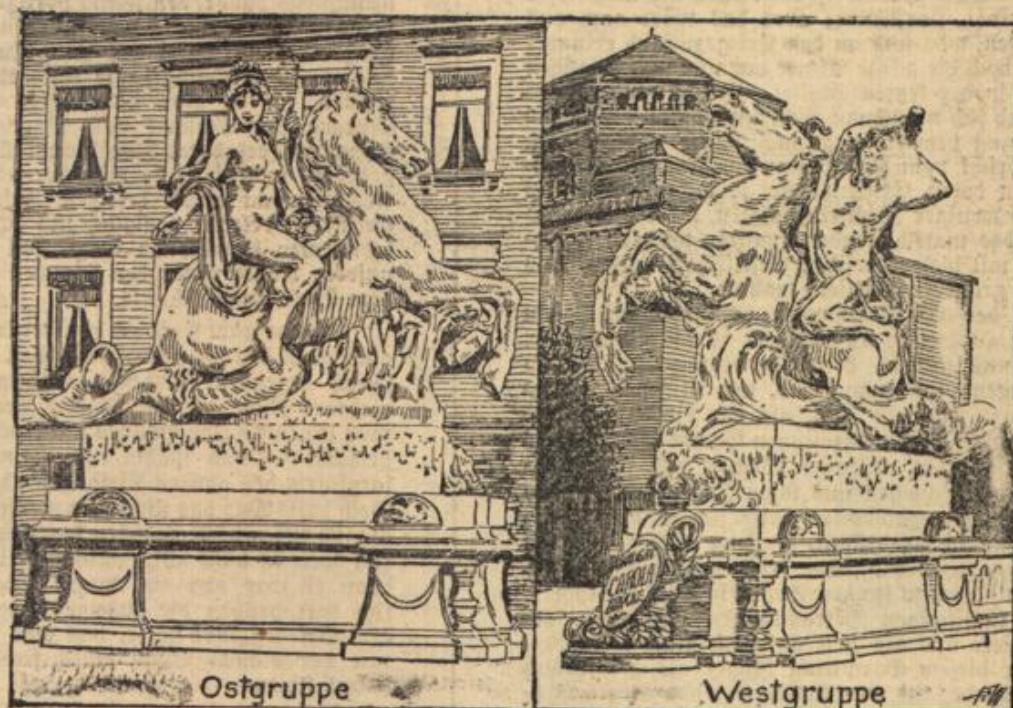
„Wenigstens haben wir den einen Trost, daß es auch keine Franktireurs hier herum zu geben scheint!“ bemerkte ich dazwischen, wenn ich auch im stillen nicht ganz davon überzeugt war.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

In stillem, sanftem Säuseln
Kömmt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

H. G. Klopstock.



Neuer plastischer Schmuck der Carola-Brücke in Dresden

Die allegorischen Gruppen der Carolabrücke in Dresden, die vor kurzem enthüllt wurden, stellen die zerstörende und die befruchtende Tätigkeit der Wasserfluten dar. Die eine Figur zeigt einen auf einem Hippolampen (Tiere von Stiergestalt mit Fischschwänzen) sitzenden Mann. Der Oberkörper ist entblößt, das Gewand an den Hüften in Falten gelockt. In der erhobenen Hand hält er die Keule, mit der er, der Zerstörer, zum ver-

nichtenden Schlage ausholt. Die Pendantgruppe zeigt eine liebliche weibliche Figur mit einem Füllhorn, aus dem sich der Segen der befruchtenden Flut ergießt. Die auf mächtigen Sockeln aus gelbem Sandstein ruhenden Kunstwerke sind 3 1/2 m. hoch; sie sind Schöpfungen des Dresdener Bildhauers Löffelmann.